Andacht von Bischof Prof. Dr. Martin Hein am 17.11.2010 (Buß- und Bettag) im Elisabeth-Selbert-Saal des Bundessozialgerichts Kassel.

Buß- und Bettag im Bundessozialgericht, liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter: Ist das nötig? Die Frage darf man ja wohl mit Fug und Recht stellen. Während der evangelische Feiertag – mit Ausnahme des Freistaats Sachsen – 1995 als Tag der gesetzlich verordneten Arbeitsruhe abgeschafft wurde, um damit die Pflegeversicherung zu finanzieren, feiert er hier im Gericht anscheinend fröhliche Urständ.

Aber keine Sorge: Es handelt sich mit dieser Andacht um keine schleichende Einführung eines wie auch immer gearteten religiösen Sonderrechts in die unabhängige Rechtsprechung. Und es geht auch nicht um die Überordnung der Religion über das Recht im Sinne einer höheren Dignität. Dass wir heute gemeinsam diese Andacht feiern, ist vielmehr Ausdruck der Tatsache, dass das Recht und auch die Rechtsgemeinschaft Voraussetzungen haben, die außerhalb ihrer selbst liegen. Positives Recht allein ist unzureichend. Das hat uns das vergangene Jahrhundert in Deutschland schmerzlich gelehrt. Das Recht und die Rechtsprechung brauchen Begründungen – und sie brauchen Orientierungen, an denen sie sich ausrichten, um ihrerseits orientieren zu können. Denn es ist keineswegs von vornherein ausgemacht, sondern oft strittig, was denn nun gerecht, was sozial ist in unserer immer komplexer werdenden Welt. Ein Augenblick des Innehaltens – das sage ich ohne jede Anmaßung – tut einem obersten Bundesgericht gut. Nicht mehr, aber auch nicht weniger will unsere Andacht zum Buß- und Bettag.

Bei dieser Selbstbesinnung leitet uns ein Wort, das sich im Alten Testament beim Propheten Jesaja findet und das die Beziehung von sozialer Verantwortung und Religion auf eine überraschende Weise erhellt. Im 58. Kapitel lesen wir:

7 Brich dem Hungrigen dein Brot, und die im Elend ohne Obdach sind, führe ins Haus! Wenn du einen nackt siehst, so kleide ihn, und entzieh dich nicht deinem Fleisch und Blut!

8 Dann wird dein Licht hervorbrechen wie die Morgenröte, und deine Heilung wird schnell voranschreiten, und deine Gerechtigkeit wird vor dir hergehen, und die Herrlichkeit des Herrn wird deinen Zug beschließen.

Klar und eindeutig klingt das, apodiktisches Recht also ohne jede Bedingung. Angesichts sozialer Missstände braucht es keine langatmigen Begründungen, um uns zu moralischem Handeln zu bringen. Die Not ist augenscheinlich, sie ist evident. Und was wir zu tun haben, ist selbstverständlich. So jedenfalls könnte man meinen.

Aber wäre alles so einfach, dann brauchte es keine solchen ethischen Ermahnungen oder gar Rechtssätze, wie wir sie bei Jesaja hören. Wir würden ja von selbst das Gute tun und die Not anderer ohne Zögern zu beheben helfen. Dem jedoch ist meist nicht so – und war es auch schon nicht zur Zeit des alten Gottesvolkes Israel. Auch damals gab es scharfe Verwerfungen zwischen arm und reich, zwischen Privilegierten und gesellschaftlichen Outcasts. Und Vieles, was gerade die Propheten wortgewaltig anprangerten, ähnelt der Situation unserer Gegenwart auf höchst beklemmende Weise. Der Egoismus, die Ellenbogengesellschaft und das Leben auf Kosten anderer sind keine Erfindung der Neuzeit. Eher scheint es, als würden sie die Geschichte der Menschheit von Anbeginn begleiten. Soziale Verantwortung und Solidarität hatten es zu allen Zeiten schwer, obwohl doch offensichtlich sein müsste, dass eine Gesellschaft nur dann Aussicht auf Bestand und Perspektiven für die Zukunft besitzt, wenn alle in ihr einen ihnen angemessenen Ort haben und ein Ausgleich

zwischen den Extremen von Reichtum und Armut, von Macht und Ohnmacht mit dem Ziel allseitiger Teilhabe angestrebt wird.

Jesaja spricht unmittelbar zu uns. Wir haben diesen kräftigen Rüttel nötig, mit dem er all jene zur Räson bringen will, die sich lieber um sich selbst kümmern als um ein Ethos, das der Liebe zu Gott entspricht. Was Jesaja im Namen Gottes fordert, ist ja zunächst nichts anderes als eine schlichte Humanität. Das gilt heute für Christen wie für Nichtchristen in gleicher Weise. Zunächst sind die unmittelbaren Taten der Nächstenliebe gefragt: das einfache Tun dessen, was die soziale Not lindert und was deshalb „dran“ ist – gerade in einer Gesellschaft, die sich weiterhin als sozial verstehen will.

Mit Religion hat das alles noch gar nichts zu tun. Aber weil die reine Menschlichkeit alles andere als leicht zu verwirklichen ist, weil sie anscheinend unserer menschlichen Natur geradezu widerstrebt, bindet sie der Prophet Jesaja ein in den größeren Zusammenhang unserer Beziehung zu Gott. Er sagt unmissverständlich, dass unser Handeln Bedeutung und Auswirkungen für unsere Religion hat. Und damit meint er nicht nur, dass, wer solidarisch handelt, der eigenen Religion Glaubwürdigkeit verleiht, sondern noch mehr. Er sagt: Gott wird sich zu dem, was wir als Menschen anderen Gutes tun, bekennen – in der Sprache der Bibel heißt das: Er wird unser Tun segnen, so dass es nachhaltig wirksam ist.

Soziale Gerechtigkeit bleibt also kein Wunschtraum, sondern kann Realität werden, wenn wir anfangen, uns um sie zu bemühen und sie als Ausdruck unserer Liebe zu Gott sehen. Nichts anderes hat Jesus gemeint, wenn er das Gleichnis vom barmherzigen Samariter erzählte. Der tat auch nur das eigentlich Selbstverständliche und Naheliegende: Er kümmert sich um den Hilflosen am Wegesrand! Aber auf dem, was wir tun,

um Nöte zu lindern und deren Ursachen zu beseitigen, liegt Gottes Segen. Und das zu wissen, hilft uns, es zu tun.

Auch für eine hochdifferenzierte Gesellschaft wie die unsere, liebe Gemeinde, ist es ein überzeugendes Leitbild, daran mitzuarbeiten, dass Gerechtigkeit vor uns hergeht.

Das zu erkennen und uns in unserer Lebens- und Berufswelt für ein menschliches, solidarisches Miteinander einzusetzen, ist heute die Botschaft des Buß- und Bettags. Wir haben diesen Impuls nötig. Und er kommt gerade zur rechten Zeit. Auf was warten wir? Nach Gottes Willen soll es keine größer werdende Schere zwischen Reichen und Armen, zwischen Gesunden und Kranken, zwischen Jungen und Alten geben. Bewährungsfelder der Solidarität gibt es in unserer Gesellschaft allemal genug – für uns Einzelne wie für Institutionen.

Und wo bei alledem das Recht seinen Ort hat, fragen Sie jetzt vielleicht, liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Bundessozialgericht? Die Antwort kann nur lauten: Das Recht steht im Dienst der großen Gerechtigkeit, von der Jesaja spricht und die Gott für uns will. Und es stellt den sozialen Ausgleich auf Dauer. Es macht ihn verlässlich. Im Zweifelsfall darf ich mich darauf berufen.

Weil das so ist, prägt nicht nur eine allgemeine Humanität Ihre Entscheidungen, so schwer sie im Einzelfall auch zu treffen sein werden. Auf allem, so sagt es der Prophet Jesaja, was Sie zur sozialen Gerechtigkeit in unserem Land beitragen, liegt Gottes Segen. Das mag Ihnen nicht immer bewusst sein – und muss es auch nicht. Es gibt ja den Buß- und Bettag, der uns daran erinnert, was Gott von uns will – und wozu er uns befähigt. Darin haben unser Recht und unsere Rechtsordnung eine gute Basis. Amen.